

Durst

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **50 (1924)**

Heft 29: **II. Sondernummer: Eidgenössisches Schützenfest**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-458068>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

D U R S T

Die Kiesel steh'n in einer Wasserlache.
Mit blanker Schaufel heben sie den Sand.
Die Julisonne brüht überm Land,
und flimmernd glüh'n die Quadern an dem Bache.

Laumilde Lüfte streifen von dem Firne
die dunkle Schar die lendenbloß sich müht.
Aufrecht sich einer, bronzen sein Nacken glüht,
er wischt den Schweiß querhand sich von der Stirne.

Der Braune schwenkt die Schaufel in der Schwelle,
darauf sein Trunk wie flüssig Silber ruht.
Der Durst'ge steht, er trinkt und trinkt und trinkt
als wär er droben an der frischen Quelle. —

Der Gilzug faucht. Ein Fenster fällt herunter.
Die leere Goldhalsflasche fliegt hinunter.
Sie wankt und schluchzt und geht im Bache unter.

30661

Der Schuß in den Himmel

Von Rudolf Ruffbaum

Walter Ob dem Berg war ein unverbesserlicher Träumer. Es konnte geschehen, daß sich ihm inmitten des größten Festestrubels ein poetischer Schleier vor das Auge legte, daß sein Geist ihn plötzlich auf Flügeln hoch emportrug über die Menge, während seine noch am Boden haftenden Füße über einen ganz gewöhnlichen, erbärmlichen Stein stolperten und seinen nichtsahnenden Körper schmachtvoll in den Staub fallen ließen. Dann pflagten seine Kameraden zu spotten: „Jetzt hat er sicher wieder ein lyrisches Gedicht gemacht!“

Heute war Schützenfest! Auch Ob dem Berg sollte schießen, er war trotz seiner Veranlagung zum „geistigen Flieger“ kein schlechter Schütze und — schoß gern. Die Reihe war an ihn. Die Kameraden erwarteten nichts Gutes, denn sein Gang war so seltsam schwebend, alle seine Bewegungen so traumverloren, sein Blick so sonderbar ins Weite gerichtet! Des Schützen Lippen murmelten „Nichtblaue Stunde!“, und die kräftig andringenden, erdfernen Gedanken trugen seinen Geist aus dem Bereich des schwerfälligen Körpers. Sein Finger drückte los, noch ehe er das Morsezeichen aus der Kopfstation erhalten hatte. Er handelte ohne Befehl, ohne zu warten, bis aus der Hirnzentrale, elektrifizierend, der blitzartige Ruf „Jetzt!“ gekommen wäre. Alles lachte, als sich Ob dem Berg langsam erhob und mit weit aufgesperrten Augen seine „komiische“ Umgebung musterte. Oder war er es, der komisch wirkte?

Tatsächlich hatte er in die Unendlichkeit geschossen! Seine Kugel durchbohrte das Himmelsgewölbe und hätte fast in den Gefilden der Seligen peinlichen Schaden und damit einen jener politischen Zwischenfälle hervorgerufen, die heutzutage gar so leicht aus „blitzblauer Luft“ entstehen. Zum Glück war der himmlische Dom (und das unterscheidet ihn vorteilhaft von den irdischen Staatsbauten und Institutionen) gegen derartige außergewöhnliche Fälle gesichert. In weichen Wolkenflaum gebettet, verlor die Kugel ihre grausame Wirkung. Wie ein Gummi- oder Federball schwirrte sie noch einige Radiometer weit durchs Elysium, wo gerade einige erlauchtere Schatten, die Abbilder etlicher Prominenter auf Erden, auf einem goldnen Wolkendivän saßen. Die ihrer besten Manneskraft beraubte Kugel fiel einem kleinen Herrn mit diebisch gelehrten Augen in den Schoß.

„Was ist Ihnen da für ein seltener kleiner Vogel zugeflogen, lieber Immanuel?“ fragte interessiert der breitgebaute Nachbar, an dessen Schattenschädelform wir sofort Napoleon Bonaparte erkennen. Immanuel Kant (man kann ja jetzt wieder ohne langen Kommentar von ihm sprechen, da weite Kreise durch sein Jubiläum darüber aufgeklärt worden sind, daß er weniger durch die bekannte Schokolade als durch seine philosophischen Schriften berühmt geworden ist) — Immanuel Kant wickelte das geflügelte Wesen aus seiner himmlischen Watte und betrachtete das Ding an sich. „Eine Kugel! Eine Gewehrkugel!“ jauchzte

Bonaparte. „Aber, Napoleon!“ vermahnte ihn der Weise, „Sie werden doch immer wieder rückfällig! Haben Sie meine Abhandlung „Zum ewigen Frieden“ so schlecht verstanden?“ — „Entschuldige, Immanuel, ich habe sie nicht zu Ende gelesen, nicht, weil es mich nicht interessierte, sondern einfach, weil ich nicht daran glauben kann. Es war mir aber schon auf Erden nicht gegeben, abstrakten Phantomen nachzujagen.“

„Ein Leben ohne Ideale, Vester, ist kein Leben für Menschen! Soll denn nichts gelten, auch nicht meine „höchste Sittlichkeit und Selbstbeherrschung fordernder, kategorischer Imperativ?“

„Immanuel — ich war selbst Imperator, ich kenne den kategorischen Imperativ, Befehle, die mein Ich- und Weltbewußtsein den Menschen gab. Es war ein anderer Imperativ, der einem anderen Sittengesetz entsprang. Sie zu beherrschen, ist schön, andere zu beherrschen, weit schöner und herrlicher!“

„O, Du Dickkopf, ich muß mich immer wieder wundern, daß du in den Himmel gekommen bist — bei deinen Anschauungen, von deinen Taten ganz zu schweigen!“

„Das höchste Gesetz der waltenden Natur, lieber Freund, ist vielleicht doch nicht so einfach, wie es sich in deiner treuen Seele spiegelt. Ich war nur einer der vielen Arme, deren die Gottheit sich bedient, auch nur Werkzeug, nur der treue Diener eines höheren Herrn, dessen Ziele wir nicht kennen!“

„In Indien versteht man das besser!“ warf jetzt der Dritte ein, der ihren himmlischen Sitz teilte.

„Wie meinst du das, Wolfgang?“ wandte sich Immanuel lebhaft an den würdigen Sprecher.

„Ich habe einst, großer Immanuel, deine Werke mit Vergnügen und Nutzen gelesen, und die deingigen, großer Bonaparte, mit Bewunderung angestaunt, wie man bewundernd und erschauernd einem gewaltigen Gewitter, einer jähen Erderschütterung gegenübersteht. Ich habe euch beide verstanden und geliebt. — Die Götter Indiens tragen oft mehrere Arme. Sie haben Arme zum Schlagen und Arme zum Verbinden, Arme zum Schaffen und zum Zerstören, sind vielgewaltig und doch — eine Einheit, ein Wesen, das in allen Welten ausstrahlt, Kampf und Leben zeugend! Du, ein Spieler mit Kugeln — du, ein Spieler mit Gedanken, beide seid ihr Kinder desselben Vaters, einstmals neue Wege vorzeichnend den planlosen Menschen, jetzt müßige Zuschauer des nimmer endenden Schauspiels! (Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis!) — Der träumende Poet, der mit dieser verirrtten Kugel nicht ins Schwarze, sondern ins Blaue traf, wurde verlacht, und kein Mensch weiß, daß er uns damit eine angenehme Viertelstunde angeregter Unterhaltung und wohlthuender Erinnerung bereitet hat.“ — „Himmlich gesprochen, Papa Goethe!“ jubelte ein kleiner Posaunenengel, der als heimlicher Lauscher unter der Wolkenbank gesessen hatte.